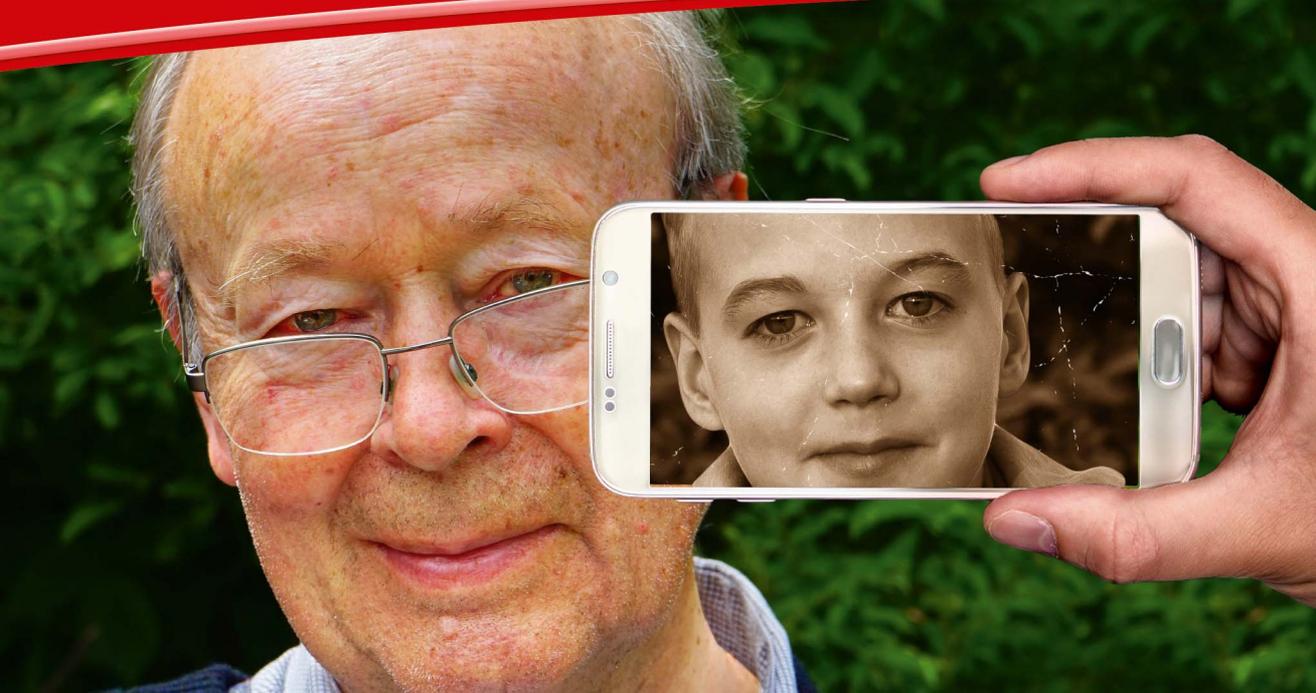


utb.

Gerhard Jost | Marita Haas (Hg.)

Handbuch zur soziologischen Biographie- forschung



Eine Arbeitsgemeinschaft der Verlage

Böhlau Verlag · Wien · Köln · Weimar
Verlag Barbara Budrich · Opladen · Toronto
facultas · Wien
Wilhelm Fink · Paderborn
Narr Francke Attempto Verlag · Tübingen
Haupt Verlag · Bern
Verlag Julius Klinkhardt · Bad Heilbrunn
Mohr Siebeck · Tübingen
Ernst Reinhardt Verlag · München
Ferdinand Schöningh · Paderborn
Eugen Ulmer Verlag · Stuttgart
UVK Verlag · München
Vandenhoeck & Ruprecht · Göttingen
Waxmann · Münster · New York
wbv Publikation · Bielefeld

Gerhard Jost
Marita Haas (Hrsg.)

Handbuch zur soziologischen
Biographieforschung
Grundlagen für die methodische Praxis

Verlag Barbara Budrich
Opladen & Toronto 2019

Die HerausgeberInnen:

Dr. Gerhard Jost,

ao. Univ. Prof. am Institut für Soziologie und Empirische Sozialforschung sowie am Kompetenzzentrum für Empirische Forschungsmethoden („double affiliation“), Wirtschaftsuniversität Wien, Österreich.

Dr. Marita Haas,

Lehrbeauftragte am Institut für Bildungswissenschaften der Universität Wien, Forschungsschwerpunkte Gender, Biographie und Profession; selbständige Unternehmensberaterin zum Thema Gender & Diversität

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <https://portal.dnb.de> abrufbar.

Gedruckt auf säurefreiem und alterungsbeständigem Papier.

Alle Rechte vorbehalten.

© 2019 Verlag Barbara Budrich GmbH, Opladen & Toronto
www.budrich.de

utb-Bandnr. 5150
utb-ISBN 978-3-8252-5150-5

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Online-Angebote oder elektronische Ausgaben sind erhältlich unter www.utb-shop.de.

Lektorat und Satz: Ulrike Weingärtner, Gründau – info@textakzente.de
Umschlaggestaltung: Atelier Reichert, Stuttgart
Titelbildnachweis: Pixabay_geralt
Druck: Friedrich Pustet KG, Regensburg
Printed in Germany

Inhaltsverzeichnis

Einleitung	7
<i>Gerhard Jost & Marita Haas</i>	
Grundlagen der Biographieforschung	
Der „Gegenstand“ biographischer Fallrekonstruktionen: biographische Strukturen	19
<i>Wolfram Fischer</i>	
Geschichte der Biographieforschung	41
<i>Ursula Apitzsch</i>	
Konturen soziologischer Biographieforschung: methodologische Grundlagen und thematische Ausrichtungen.	59
<i>Gerhard Jost</i>	
Reflexionen über Forschungsstrategien	
Erzähltheoretische Annahmen und Modelle in der Biographieforschung	83
<i>Birgit Griese</i>	
Die zentrale Rolle und Position des narrativen Interviews in der Biographieforschung	107
<i>Marita Haas</i>	
Die Integration von Daten in der biographischen Fallrekonstruktion. Theoretische Überlegungen und Fallbeispiele	125
<i>Maria Pohn-Lauggas</i>	
Interpretationsstrategien	
Biographische Fallrekonstruktionen nach Gabriele Rosenthal.	145
<i>Rixta Wundrak</i>	
Objektive Hermeneutik	167
<i>Andreas Wernet</i>	
Das narrationsstrukturelle Analyseverfahren nach Fritz Schütze	189
<i>Cosimo Mangione</i>	

Diskursanalyse und Biographieforschung: eine empirische Doppelperspektive	213
<i>Tina Spies</i>	
Dokumentarische Methode	235
<i>Arnd-Michael Nohl & Sarah Thomsen</i>	
Exkurs	
„Doing reflexivity“: Interpretations- und Forschungswerkstätten. Überlegungen und Fragen (nicht nur) aus der Perspektive von „Anfänger*innen“ in der Biographieforschung	257
<i>Bettina Dausien</i>	
Verzeichnis der Autor*innen	277

Einleitung

Gerhard Jost & Marita Haas

Dieses Buch hat zum Ziel, Grundlagen für die methodische Praxis soziologischer Biographieforschung zu präsentieren, und damit sowohl die grundsätzliche Ausrichtung der methodologischen und sozialtheoretischen Wurzeln der Biographieforschung zu skizzieren als auch die in diesem Forschungsbereich angewandten Methoden darzustellen.

Die (erste) Anregung zu diesem Buch entstand in einem Gespräch zwischen Gerhard Jost, selbst biographieforschend tätig, und Manfred Lueger, der sich seit Jahrzehnten mit interpretativer Sozialforschung beschäftigt¹ und zudem in hohem Ausmaß um eine institutionelle Verankerung qualitativer Sozialforschung im Rahmen des Kompetenzzentrums für Forschungsmethoden an der Wirtschaftsuniversität (WU) Wien bemüht ist. So erschien die Idee von Interesse, sich intensiver (und somit auch in Form eines eigenen Buches) mit ausgewählten interpretativen Forschungsstrategien – in diesem Fall der soziologischen Biographieforschung – auseinanderzusetzen.

Aus methodischer Sicht kann mit der detaillierten Abhandlung sozialwissenschaftlicher Forschungsstrategien die Abhängigkeit der Methoden vom Gegenstand, der sozialtheoretischen Basis und den Grundlagen für Erhebung und Auswertung sowie deren konkreten Ausdifferenzierungen und Verfahrensweisen beschrieben werden. Gleichzeitig kann mit diesem Projekt ein anderes, genauso wichtiges Anliegen umgesetzt werden: Nach ca. vier Jahrzehnten einer extensiven Entwicklungs- und Forschungsphase soziologischer Biographieforschung, ob man nun den Beginn dieser Phase mit der Gründung einer Sektion (AG) Biographieforschung in der DGS oder anderen besonders relevanten Publikationen oder Methoden setzt, folgt dieses Buch der Idee, mit einem solchen Projekt einen Überblick über (methodische) Grundlagen und entwickelte Verfahrensweisen zu geben.

Im Weiteren – und dann bereits in Gesprächen mit Marita Haas – stellte sich die Frage, wie das Konzept für ein (kompaktes) Übersichtsbuch aussehen sollte, das sich mit den Grundlagen und den (vielseitigen) Methoden in der soziologischen Biographieforschung beschäftigt. Obwohl durch unterschiedlichen Hintergrund geprägt, Gerhard Jost, seit 1990 am Institut für Soziologie und Empirische Sozialforschung der WU Wien tätig und habilitiert, mit Forschungs- und Lehrschwerpunkten in qualitativer Sozialforschung sowie zahlreichen Publikationen, die dem Bereich der Biographieforschung zuordenbar sind, während Marita Haas, promovierte Wirtschaftswissenschaftlerin, die mit einem sozialkonstruktivistischen Ansatz und der Theorie der „vergeschlechtlichten Organisation“ arbeitet, gerade ein großes Forschungsprojekt zum Thema Frauenbiographien in unterschiedlichen Berufsfeldern ab-

1 Siehe u. a. Lueger, Manfred (2000): Grundlagen qualitativer Feldforschung. WUV/UTB: Stuttgart; ders. (2010): Interpretative Sozialforschung: Die Methoden. Facultas/WUV oder ders./Froschauer, Ulrike (2018): Artefaktanalyse. Wiesbaden: Springer VS.

geschlossen hatte, einte uns als Herausgeber*innen das Wissen um dieselben Fragen und Anliegen der Studierenden, die während der Lehrveranstaltungen zum Thema Biographieforschung an uns herangetragen wurden. Auch hier sind es unterschiedliche Institutionen, in denen wir uns bewegen, dennoch beschäftigen uns vor allem in der Arbeit mit Studierenden und dem Interesse an Biographieforschung ähnliche Fragestellungen. Dies nahmen wir zum Anlass, ein Konzept für ein „Handbuch“ zu entwickeln – ein Handbuch, das diese Fragen adressiert und auch ein Stück weit zu beantworten versucht.

Eine Publikation mit dem Anspruch, einen Überblick über die Forschungspraxis zu bieten, ist aufgrund der Vielfältigkeit und der Anzahl der Publikationen kein leichtes Unterfangen: Es sollten gleichzeitig die konzeptuell-methodischen Grundlagen sowie die Praxis entlang mehrerer Ansätze vermittelt und Studierende, Lehrende und Forscher*innen in unterschiedlichen universitären Kontexten und Disziplinen angesprochen werden – so unsere Ambition. In vielen uns nahestehender Lehr- und Forschungsinstitutionen könnte (stärker) mit interpretativen Methoden und dem „biographical approach“ gearbeitet werden, vielfach besteht aber kaum ein Einblick in Ausrichtung und in methodische Umsetzung bzw. Praxis. Darüber hinaus fokussieren Einführungsbücher zum großen Teil auf qualitative bzw. interpretative Sozialforschung allgemein; die methodologischen und sozialtheoretischen Grundlagen der Biographieforschung sind meist nicht inkludiert. „Methoden“-Bücher, die sich auf den Bereich soziologischer Biographieforschung konzentrieren, beschränken sich wiederum oft auf spezifische methodologische Ansätze, speziell im Hinblick auf angewandte Interpretationsstrategien. Somit soll dieses Werk durchaus auch ergänzend zur bestehenden Einführungsliteratur wirken: „Theorie“ – wie Studierende es gerne formulieren – sowohl auf der Ebene der sozialtheoretischen als auch der methodischen Fundierung der Analyse biographischer Materialien mit forschungspraktischen Beispielen zu verschränken.

Das Konzept, der „rote Faden“ des Buches, wird im Folgenden mit Referenz auf die Beiträge vorgestellt. Da in den Beiträgen ausführlich auf die zentralen Elemente und die Ausrichtungen biographischer Forschung eingegangen wird, erübrigt sich an dieser Stelle eine „metaanalytische“ Einführung, daher nur kurz zu den Umrissen soziologischer Biographieforschung. Soziologische Biographieforschung definiert sich über lebensgeschichtliche Erzählungen oder Selbstbeschreibungen, die die „(B)Innensicht“ der Erfahrungsverarbeitung und -aufschichtung fokussiert, der „Weltbezug“ dabei natürlich miteingeht. Biographie kann daher nicht (nur) als individuelle Entität verstanden werden, sie ist – wenn man so will – sozial dirigiert. Es erfolgt eine Bearbeitung des „Ich“ wie des Sozialen: Biographische Forschung bewegt sich im Spannungsfeld von Individuum und Gesellschaft, von Struktur und Handlung, zwischen (vergangenen) Erfahrungswelten und (heutigen) Erinnerungen sowie zwischen Selbst- und Fremdbestimmung innerhalb sozialer Positionierungen und kollektiver Gedächtnisse. Soziologische Biographieforschung interessiert sich folglich für Fragen, z. B. welche Erfahrungen sozial distinktierte Personen(-Gruppen) im Lebenslauf gemacht haben („Aufschichtung“), wie sich Biographien in sozialen Kontexten herausbilden, welche Bedeutung institutionelle Präskripte spielen oder in welcher Weise sie – als sozialweltliches Deutungsmuster – mit gesellschaftlichen Strukturen, Prozessen und Diskursen verbunden sind. Bereits in diesen – hier nur kurz aufgegriffenen – Fragen kommt zum Vorschein, dass soziologische Biographieforschung viel mehr ist als nur „eine Methode“ ist und dass sie unterschiedlichen Herangehensweisen, Denkrichtungen und sozialwissenschaftlichen An-

sätzen folgt. Wir haben nicht zuletzt aus diesem Grund ein Format gewählt, das Pluralität zulässt und das einerseits die gemeinsame Basis und die verbindenden Vorstellungen soziologischer Biographieforschung aufgreift; andererseits aber den Autor*innen genau jenen Raum für Ausdifferenzierungen und eigene Vorgehensweisen gibt, um die Besonderheiten der jeweiligen biographischen Forschungsstrategie und ihre Verortung aufzuzeigen.

Im ersten Teil des Buches wird zunächst auf die grundsätzliche Ausrichtung soziologischer Biographieforschung eingegangen, und zwar in sozialtheoretischer, historischer und methodologischer Hinsicht. Der zweite Teil beschäftigt sich mit den Erhebungsmethoden sowie der (erzähltheoretischen) Grundlegung, dem narrativen Interview sowie einer Reflexion über den Einbezug weiterer biographischer Materialien in die Forschung. Im dritten Abschnitt werden fünf Interpretationsstrategien und ihre methodologischen Grundlagen sowie die konkrete Praxis anhand von Beispielen präsentiert. Letztlich wird der Band mit einem Beitrag über Forschungswerkstätten komplettiert. Der „rote Faden“ lässt sich mit Bezug auf die Ausführungen noch weiter explizieren:

Im ersten Beitrag verweist *Wolfram Fischer* darauf, dass das Selbstverstehen ein universelles, zeit- und kulturunabhängiges Phänomen ist. Erinnern und Strukturierung des Erlebens sowie die Kommunikation in Handlungszusammenhängen ist unabdingbar: Man benötigt eine Vorstellung von seiner Biographie. Ohne diese Form der Selbstvergewisserung scheinen (moderne) Gesellschaften nicht funktionieren zu können. So führt *Wolfram Fischer* die These aus, dass die Inklusion des Individuums moderner Gesellschaften vermehrt über biographische Kommunikation hergestellt wird. Damit einher geht die Verankerung biographischer Präskripte in Institutionen sowie die Bedeutung für die Konstitution des Selbst und die mediale Verarbeitung in allen Medientypen. Eine Beschäftigung mit dem Phänomen „Biographie“ erscheint daher für das Verstehen von sozialen Prozessen unabdingbar, wie es – genauer betrachtet – eigentlich ein sozial induzierter Prozess ist. *Wolfram Fischer* nennt vier konstitutive Merkmale von Biographien: Körper-Leib, das Gedächtnis, die Zeitlichkeit und die Strukturbildung. Insbesondere der Strukturbegriff erscheint vor dem Hintergrund der sozialwissenschaftlichen Rekonstruktionstätigkeit von besonderem Interesse: *Wolfram Fischer* verweist dabei auf die konvergierenden Teile des Begriffs bei *Luhmann* und *Giddens*. Das Handeln produziert und reproduziert soziale und personale Strukturen, d. h. Strukturen zeichnen sich durch einen Gebrauch aus, indem sie die möglichen Relationen in einem System beschränken. Die Strukturvorgaben sind im biographischen Prozess beobachtbar und Resultat der Verzahnung individueller und gesellschaftlicher Strukturierung. Das Ziel der empirischen Forschung, nämlich die Erschließung und Funktionsanalyse solcher biographischen Strukturen in Fallrekonstruktionen, ist – wie *Wolfram Fischer* weiter ausführt – nur im Fall selbst möglich. Diese Fallrekonstruktionen zielen mit ihren analytischen Verfahren auf ein über das Selbstverstehen hinausgehendes, sozialwissenschaftliches Wissen biographischer Strukturierung ab.

Dass die Frage, wie man das Konstrukt Biographie versteht und wie man in Studien darauf Bezug nimmt, bedeutend ist, zeigt sich auch im zweiten Beitrag von *Ursula Apitzsch*, der die Entwicklungslinien der Biographieforschung aus einer historischen Perspektive nachzeichnet. Sie spannt einen breiten Bogen, beginnend bei dem monumentalen Werk von *Thomas* und *Znaniecki*. Die beiden Autoren, der Chicagoer Schule der Soziologie zuzuordnen, beschäftigen sich anhand vielfältiger Materialien mit den polnischen Emigrant*innen in

Amerika. In ihrer Zuwendung auf die Realität dieser Personengruppe betrachten sie Lebensgeschichten nicht nur als „faites sociaux“, sondern als perfekten Datentypus für soziologische Analysen. Danach zeigt sie die Verbindungslinien zwischen deutschsprachiger und transatlantischer Soziologie auf. Simmel, Schütz und Mannheim haben eine große Bedeutung für Arbeiten der Chicagoer Schule der ersten Generation wie auch der nachfolgenden (Howard Becker oder Anselm Strauss), die – später zurückwirkend – wieder einen sehr großen Einfluss auf die Entwicklung der qualitativen Sozial- und insbesondere der Biographieforschung im deutschsprachigen Raum hatten. Besonders zeigte sich diese Rückwirkung etwa beim Einfluss der „Grounded Theory“ und der Vorstellung von „Trajectories“ („Verlaufskurven“), die für die deutschsprachige Biographieforschung wichtig waren und auf der Verbindung zwischen Anselm Strauss und deutschsprachigen Forschern (u. a. Fritz Schütze, Gerhard Riemann, Wolfram Fischer, Bruno Hildenbrand und vielen mehr) beruhte. Nach methodischen Entwicklungsarbeiten im Bereich der Biographieforschung – und auch durch den Einfluss der Objektiven Hermeneutik (Oevermann) – wurden ab den 1980er und 1990er Jahren zahlreiche empirische Studien mit vielen Thematiken durchgeführt. Die Literaturverweise im Beitrag geben ein Zeugnis der Forschungsproduktivität. Abschließend thematisiert Ursula Apitzsch Kritikpunkte an der Biographieforschung wie etwa Bourdieus Vorwurf der „biographischen Illusion“ und stellt in einem Ausblick aktuelle Forschungsprojekte vor bzw. skizziert mögliche Entwicklungslinien bzw. Herausforderungen für die Biographieforschung.

Gerhard Jost konturiert soziologische Biographieforschung nicht historisch und vom Gegenstandsbereich, aber in methodologischer und thematischer Hinsicht; er skizziert die Perspektive des „Interpretativen Paradigmas“, dem die Biographieforschung zuzurechnen ist, und umreißt zentrale Themen- bzw. Forschungsfragen. Während die normative Perspektive empirischer Sozialforschung unter Rekurs auf „soziale Tatbestände“ die akteursbedingte Sinnstrukturierung sozialer Welt ausklammert, verweist das Interpretative Paradigma darauf, dass Ereignisse gedeutet und darauf aufbauend Handlungen entworfen werden. Die Welt als durch Deutungen (mit-)konstituiert zu sehen, hat nun eine bedeutende Konsequenz für empirische Sozialforschung: Sozialwissenschaften können auf Basis einer solchen Perspektive nicht mehr in gleicher Weise wie die Naturwissenschaften betrieben werden. Diese methodologische Positionierung verweist auf sozialwissenschaftliche Theorien wie den Symbolischen Interaktionismus, den Pragmatismus und die Ethnomethodologie. Auch die sozialphänomenologischen Vorstellungen von Alfred Schütz sind wichtiger Bezugspunkt für biographische Forschung. Auf Basis dieser sozialtheoretischen Überlegungen sind Methoden in der Weise zu konzeptionieren, dass alltagsweltliche Wissensbestände und die Konstitution von Deutungs- und Handlungsmustern erfassbar werden, da sich Phänomene nicht nur über Normen, Ressourcen oder sozialstrukturelle Gefüge als determinierte erklären lassen. Man benötigt einen Bezug zum Alltag und (biographische) Kommunikationen mit seinen subjektbezogenen Theorien und Handlungsentwürfen, um soziale Prozesse, und als Spezialfall, biographische zu verstehen. Die in der Biographieforschung in der Regel angewandte Forschungsstrategie einer Fallanalyse hat in der Soziologie eine lange Tradition. Die Stärke eines solchen Forschungszugangs liegt darin, dass man durch den sehr detaillierten Bezug auf einen Fall die bestehende Struktur „aufdecken“ kann, damit eine erste Stufe generalisierter Erkenntnis erlangt, die durch die Kontrastierung mit weiteren Fällen oder Typenbildung ausgeweitet werden kann. Fallanalysen bauen in der Biographieforschung zu weiten Teilen –

als Folge von Offenheit als Grundprinzip – auf narrative Interviews und deren Transkription auf. Im Weiteren beschäftigt sich der Beitrag von Gerhard Jost mit Studien, sei es im Bereich von Arbeit und Profession, Geschlecht, Migration oder Institutionen, und damit, welche Forschungsfragen in der Biographieforschung aufgegriffen und behandelt werden, sowie abschließend mit Fragen zu Positionen im Bereich der soziologischen Biographieforschung.

Birgit Griese beschäftigt sich – im einführenden Beitrag zu den Erhebungsstrategien – mit erzähltheoretischen Grundlagen, folglich mit der kultur- und geschichtsübergreifenden Fähigkeit des Erzählens, speziell mit der Struktur des Stegreiferzählens. Im Bereich der soziologischen Biographieforschung sind erzähltheoretische Grundlagen wesentlich mit dem Werk von Fritz Schütze verbunden. Er hat in autobiographischen Stegreiferzählungen Strukturmerkmale von Erzählungen beschrieben und eine „Erschließungsheuristik“ entwickelt. Birgit Griese behandelt diese sehr genau und referiert dabei erzähltheoretische Strukturmerkmale, wie sie von Schütze vorgenommen wurden. So geht sie auf die Elemente der „kognitiven Figuren“ wie das „Ich“, die „Anderen“ und „soziale Welten“ genauso ein wie auf die fundamentale Bedeutung von Erzählungen in diesem Ansatz, wobei auch der Stellenwert anderer Darstellungsmodi, die Beschreibungen und Berichte, diskutiert wird. Eine wesentliche Bedeutung in der Erzähltheorie Schützes nehmen Prozessstrukturen des Lebenslaufs ein. Er geht davon aus, dass es vier grundsätzliche Arten der Haltung gegenüber lebensgeschichtlichen Erlebnissen gibt, die in den Stegreiferzählungen enthalten sind, und differenziert zwischen biographischen Handlungsschemata, institutionellen Ablaufmustern, Verlaufskurven und Wandlungsprozessen. Wesentliche Dimensionen dieser Differenz sind in der Planung, der Steuerung bzw. Kontrolle und im Erleben der Erfahrungsaufschichtungen zu sehen. Die Annahme ist, dass Biographieträger Phasen der Lebensgeschichte systematisch unter diesen Erfahrungsprinzipien ordnen, auf diese Weise „Prozessstrukturen des Lebenslaufs“ in der Stegreiferzählung entstehen und identifizierbar sind. „Verlaufskurven“ stellen einen besonderen Typus von Prozessstrukturen dar, wobei insbesondere die Struktur von negativen Verlaufskurven beschrieben wird. In einem weiteren Abschnitt geht sie auf die Rekonstruktion von „Moral“ in erzählten Geschichten ein, die bevorzugt in Argumentationen am Beginn und Ende von Erzählungen präsentiert wird.

Im zweiten Beitrag zu den Erhebungsstrategien wird das Instrument der Evozierung biographischer Erzählungen, das gerade für Studien, die auf lebensgeschichtliche Gesamtentwürfe rekurren, prioritär ist, vorgestellt. *Marita Haas* wählt in ihrem Beitrag einen reflexiv-pragmatischen Ansatz um den idealtypischen Verlauf eines narrativ-biographischen Interviews nachzuzeichnen und ihn mit all jene Fragen anzureichern, die sich in der konkreten Durchführungspraxis stellen. Sie verwendet dazu Forschungsbeispiele aus eigenen Projekten und erläutert Herangehensweisen und Einschränkungen. Zunächst geht sie auf das Generieren der Erzählbereitschaft bei potenziellen Interviewpartner*innen ein und greift dabei die idealtypische Verknüpfung von Erzählen und Erinnern auf. Sie erläutert unterschiedliche Herangehensweisen an die Herstellung von Erzählbereitschaft im Vorfeld des Interviews, thematisiert dabei jedoch auch die Relevanz des biographischen Kontexts sowie der Gesprächsrahmungen für die Bereitschaft, die eigene Lebensgeschichte darzulegen. Zu Beginn eines narrativ-biographischen Interviews kann diese durch eine entsprechende „Erzählaufforderung“ unterstützt werden, im Laufe des Prozesses durch erzählgenerierendes Nachfragen. Marita Haas geht in weiterer Folge auf die Wichtigkeit der Interaktion(-sbedin-

gungen) zwischen Erzähler*in und Zuhörer*in ein und rundet ihre Darstellung durch Beispiele aus der eigenen Forschungspraxis ab. Schließlich nähert sie sich dem Nachfrageteil und dem Gesprächsabschluss – beides wird vor dem Hintergrund bestehender Literatur rezipiert und mit der eigenen Forschungspraxis verlinkt. Am Ende des Beitrags stellt die Autorin die Frage nach „gelungenen“ narrativ-biographischen Interviews und argumentiert, dass solche Daten sehr gut dazu geeignet sind, Strukturen in sozialen Systemen zu rekonstruieren.

In manchen biographischen Studien und Ansätzen wie der Biographieanalyse nach Rosenthal werden nicht nur Interviews als Datenbasis genutzt, sondern auch weitere Materialien. Anknüpfend an die mittlerweile breiter diskutierte Praxis der Triangulation in der Biographieforschung legt *Maria Pohn-Lauggas* einen Beitrag vor, in dem sie zwei unterschiedliche Formen von Daten und deren Miteinbezug in biographische Fallrekonstruktionen erläutert. Sie greift in ihrem Text einerseits das „ungeplante“ Einbringen von Daten durch die Biograph*innen auf und skizziert anhand eines Falles, bei dem sich die Befragte im Interview auf ein früheres Tagebuch bezog, welchen Wert diese Daten haben und wie man im Analyseprozess damit umgehen kann. Andererseits erläutert sie den Einbezug von biographischen Daten in Anknüpfung an Gabriele Rosenthals Auswertungsmethode. *Maria Pohn-Lauggas* setzt in ihrem Artikel die beiden Datenformen miteinander in Bezug und erläutert, welche Funktion(en) diese in zwei konkreten Beispielen erfüllten, und legt dabei weite Teile ihrer eigenen Forschungspraxis sowie damit verbundene Fragestellungen frei. Zu diesem Zweck verortet sie zunächst das – für die Interviewerin ungeplant – eingebrachte Tagebuch als spezielle Form der Erzählpraxis, das in Zusammenhang mit einer mündlichen Erzählung diese zum Teil unterstützt, zum Teil auch konterkariert und damit gegenläufige Aspekte einbringt. Demgegenüber stellt sie die sogenannten „objektiven Daten“ – Daten die nicht an die Interpretationen der Biograph*innen gebunden sind und bspw. Geburt, Schuleintritt, Wohnungswechsel, Religionszugehörigkeiten, Berufstätigkeiten in unterschiedlichen Organisationen etc. umfassen. Sie dienen dazu, in der Interpretation die Handlungsspielräume der Biograph*innen zu rekonstruieren. In ihrem Artikel setzt *Maria Pohn-Lauggas* den Fokus auf die Frage, wie mit Brüchen, Widersprüchlichkeiten und Ambivalenzen in biographischen Erzählungen umzugehen ist. Insbesondere bezieht sie sich dabei auf die von Rosenthal als essenziell betrachtete analytische Trennung von erzählter (Gegenwartsperspektive) und erlebter (Vergangenheitsperspektive) Lebensgeschichte, erläutert anhand ihrer beiden Beispiele, wie sie hier konkret vorgegangen ist. Am Ende setzt sie das von der Biographin erstellte Tagebuch und die von der Forscherin erhobenen objektiven Daten miteinander in Bezug und zeigt Verbindungslinien zwischen den beiden triangulativ hinzugezogenen Datenformen auf.

Rixta Wundrak leitet das Kapitel über die Interpretationsstrategien mit einer Darstellung des Ansatzes von Gabriele Rosenthal ein. Nach einer Einleitung, in der sie die biographietheoretischen Grundannahmen dieser Vorgehensweise sowie ihren eigenen Forschungszugang beschreibt, geht sie zunächst auf die *Gestalt* biographischer Erzählungen ein. Nach Rosenthal erläutert sie die performative Ausgestaltung von Lebensgeschichten und stellt ein fünfstufiges Verfahren vor, das zum Ziel hat, die *erzählte* mit der *erlebten* Lebensgeschichte zu kontrastieren. Hierbei wird zuerst auf die Analyse der biographischen Daten – sie erfolgt unabhängig von der Form der Präsentation – verwiesen, die als erkennbare Fakten-Ereignisse den Lebensverlauf der erzählenden Person ausmachen und auf Basis derer Hypothesen zur „erlebten“ Lebensgeschichte entwickelt werden. In einem zweiten Schritt wird dann auf

die Text- und thematische Feldanalyse recurriert, in der ausschließlich die Darstellung der Lebensgeschichte aufgegriffen wird. Die daraus resultierende Fallgeschichte kann in einem vierten Schritt durch feinanalytische Betrachtungen angereichert werden, bevor in einem letzten Analyseschritt die *erlebte* und *erzählte* Lebensgeschichte einander gegenübergestellt werden. Rixta Wundrak erläutert die Vorgehensweise sehr detailliert und gibt dabei eine Fülle von Anregungen für den Auswertungsprozess narrativ-biographischer Transkripte. Im Anschluss beschreibt sie ein globalanalytisches Verfahren zur Rekonstruktion von Lebensgeschichten, das zwar denselben Auswertungsschritten folgt, für Studierende aber eine aus Sicht der Autorin „ökonomische Variante“ darstellt, um narrativ-biographische Interviews auszuwerten.

Andreas Wernet verweist im zweiten Beitrag zu den Interpretationsstrategien zunächst darauf, dass die Objektive Hermeneutik eine Interpretationsstrategie darstellt, die nicht innerhalb der Biographieforschung entwickelt wurde, aber zur Auswertung biographisch narrativer Interviews verwendet werden kann. Er sieht die Objektive Hermeneutik durch den Datentypus dieses Interviews und der Erwartung, die gesamte Lebensgeschichte mit seinen Narrationen einzubeziehen, mit dem Anspruch konfrontiert, sowohl auf die Struktur als auch auf den Inhalt der biographischen *Gesamtpräsentation* eingehen zu müssen und beide Ebenen aufeinander zu beziehen. Die Sequenzanalyse rekonstruiert biographische Identität, indem sie auf Textstellen als Ausdrucksgestalten der Struktur Bezug nimmt; die Interpretation der objektiven Daten löst den Anspruch ein, sich mit der Gesamtgestalt des (biographischen) Gebildes auseinanderzusetzen. Beide Verfahren folgen aber, wie *Andreas Wernet* ausführt, einem anderen Modus: die Interpretation der objektiven Daten jenem der Fallkonstruktion bzw. des Fallentwurfs, die Sequenzanalyse dem der Fallrekonstruktion. Im Kontext der Explikation dieser Verfahren entwickelt *Andreas Wernet* auch das Verständnis für den Fallbegriff und für die latente Sinnstruktur. Auf beides wird unter Bezugnahme auf familiäre Interaktion genauer eingegangen. Der Fall ist sowohl das Besondere der Realität, das in der Ausdrucksgestalt zur Geltung kommt, als er genauso das Allgemeine in sich trägt. Die latente Sinnstruktur meint eine (Rekonstruktions-)Ebene, die mit der (manifesten) Kommunikation mitgesandt wird, die aber nicht unmittelbar intendiert und sichtbar ist. *Andreas Wernet* geht in seinen weiteren Ausführungen näher darauf ein, wie bei einer solchen Analyse vorzugehen ist, und stellt, dar wie die Analyse der objektiven Strukturdaten und wie die Sequenzanalyse, die der Herausarbeitung eines durchgängigen, sich reproduzierenden Strukturmusters dient, vorzunehmen sind. Die Forschungsstrategien, genauso wie die zentralen Begrifflichkeiten werden in den einzelnen Abschnitten nicht nur erläuternd und reflexiv vorgestellt. So zeigt er an einem literarischen Beispiel die Differenz von Inhalt und Struktur eines Textes und erläutert in diesem Kontext den spezifischen Anspruch der Objektiven Hermeneutik, eine Methode der Rekonstruktion von Ausdrucksgestalten zu sein; anhand eines bildungsbiographisch orientierten Interviews zeigt er die Intention und das Vorgehen in der Sequenzanalyse und stellt zudem die Analyse der objektiven Daten exemplarisch vor. Abschließend wendet sich *Andreas Wernet* der Ausrichtung der Objektiven Hermeneutik und ihrem Beitrag zur Biographieforschung nochmals selbstreflexiv zu.

Cosimo Mangione erläutert in seinem Artikel das narrationsstrukturelle Analyseverfahren nach Schütze, das von den beiden ersten Interpretationsstrategien abweicht, bei der Analyse im Besonderen die Erzählstrukturen prioritär analysiert. Er geht dabei zunächst auf die Re-

levanz eigenerlebter Erfahrungen ein und klärt dabei noch einmal Grundlagen der Theorie Schützes, der die narrative Rekapitulation als einen Schritt in der biographischen Arbeit verortet, bei der sich Biograph*innen in einem Prozess der Selbstvergewisserung und Klärung der eigenen Lebensgeschichte befinden. Etwaige „Unordnungen“ im Erzählen können dabei – so Schütze – auf eine Unordnung der biographischen Arbeit oder auch der damit verbundenen biographischen Hintergründe deuten. Die analytische Betrachtung der Erzählung nach Schütze hat somit zum Ziel, Textsorten zu identifizieren und deren Bezug zur Haltung des Erzählers bzw. der Erzählerin zur eigenen Biographie zu klären. (Gewähltes) Ziel des Beitrages von Cosimo Mangione ist es daher, den Leser*innen zu zeigen, wie solche methodologischen Überlegungen bei der analytischen Betrachtung „autobiographisch-narrativer Interviews“ und dem Versuch, die Perspektive der Erzählerin bzw. des Erzählers einzuholen, hilfreich sein können. Darauf aufbauend erläutert der Autor in weiterer Folge die damit zusammenhängenden Auswertungsschritte. Zu Beginn beschreibt er die formale Textanalyse des transkribierten Materials, die die Verknüpfungen der einzelnen Textbestandteile („Erzähleinheiten“) und deren Gliederung zum Ziel hat. In einem zweiten Schritt setzt sich der Artikel mit der strukturellen inhaltlichen Beschreibung auseinander, die die formale Präsentation der Daten in den Blick nimmt. Die daraus resultierenden lebensgeschichtlichen Prozessstrukturen werden in einem dritten Schritt in der sogenannten biographischen Gesamtformung zusammengefasst, die danach in Eigentheorien der Erzählerin bzw. des Erzählers münden. Nach dieser generellen Beschreibung erläutert Cosimo Mangione anhand einer ausführlichen analytischen Beschreibung eines Falles das Verfahren nach Schütze im Detail. Er gibt dabei einen umfassenden Einblick in Interpretationsschritte und Beschreibungen und erläutert zuletzt die Wirksamkeit der Prozessstrukturen anhand des vorliegenden Falles.

Im vierten Betrag zur interpretativen Behandlung von biographischen Darstellungen greift *Tina Spies* einerseits auf die (bereits dargestellte) Biographieanalyse nach Rosenthal zurück, verbindet sie aber mit diskursanalytischen Grundlagen. Zunächst erläutert sie, inwiefern Gemeinsamkeiten insbesondere in der Frage nach dem Verhältnis zwischen Individuum und Gesellschaft liegen, und setzt sich darauf aufbauend mit dem – teils gleichgesetzten, teils widersprüchlichen – Begriff des „Subjekts“ in beiden Forschungstraditionen auseinander. Sie benennt in ihren Ausführungen implizite und explizite Verknüpfungen und interpretiert einen sich weiterentwickelnden Annäherungsprozess zwischen der Biographie- und Diskursforschung. In der empirischen Betrachtungsweise benennt Tina Spies, dass sich mithilfe einer Biographieanalyse jene Positionierungen rekonstruieren lassen, die auf aktuelle Diskurse verweisen und die Eingebundenheit der Biograph*innen in aktuelle und vergangene gesellschaftliche Machtbeziehungen dokumentieren. Die Autorin geht in diesem Zusammenhang auf Gemeinsamkeiten in der empirischen Auswertung (die sie größtenteils an der Tradition von Rosenthal anlehnt) ein und erläutert, inwiefern sequenzielle Analysen, Feinanalysen und „Positionierungsanalysen“ gewinnbringend für die Diskursforschung sind. Dies beschreibt sie in weiterer Folge auch auf Basis eines empirischen Forschungsbeispiels aus der eigenen Forschungspraxis. Sie benennt dabei die Verknüpfung von Biographie- und Diskursforschung – so wie auch im Titel ihres Beitrags – eine „empirische Doppelperspektive“ und erläutert dabei die Möglichkeiten, aber auch die Grenzen dieses Blickwinkels. Die Autorin schließt mit einer Reflexion über die eigene diskursive Verortung als Forscherin.

Arnd-Michael Nohl und Sarah Thomsen gehen im letzten Beitrag über die Möglichkeiten der Analyse von erzählten Biographien zunächst auf die (differenten) theoretischen und methodischen Ausgangspunkte als Grundlagen der entwickelten Verfahren der Dokumentarischen Methode ein. Betrachtet man die Entwicklung im Kontext von Erhebungsverfahren, wurde die Interpretationsstrategie ursprünglich zunächst bei Gruppendiskussionen angewandt, bevor auch andere Anwendungsbereiche – wie jene der Analyse biographisch-narrativer Interviews in der Biographieforschung – auftauchten. Bedeutend ist für die Dokumentarische Methode die Differenz zwischen zwei verschiedenen Sinnebenen, die Mannheim in seiner Arbeit entwickelte, den „immanenten“ Sinn und den sogenannten „Dokumentsinn“. Wie Nohl und Thomson näher ausführen, lässt sich diese Ebene auch als „atheoretisches Wissen“ bezeichnen, das sich zu einem „konjunktiven Erfahrungsraum“ einer Gruppe verdichten lässt und im narrativen Interview besonders in Erzählungen oder detaillierten Beschreibungen wiederzufinden ist. Die Interpretationsschritte der Dokumentarischen Methode orientieren sich stark an der erwähnten Differenz der Sinnebenen: In der „formulierenden Interpretation“ wird zunächst der thematische Verlauf fokussiert und ein thematischer Überblick erstellt; in einem zweiten Schritt wird eine „reflektierende Interpretation“ durchgeführt. Einerseits wird der Text formal nach Textsorten analysiert, andererseits einer semantischen Interpretation unterzogen, gefolgt von einem komparativen Vorgehen, das in der Dokumentarischen Analyse ab dem zweiten Fall besondere Bedeutung erlangt. Schließlich wird noch – wie Nohl und Thomson ausführen – eine (soziogenetische) Typenbildung vorgenommen, die sich sowohl an den Orientierungen der Akteure als auch auf die sozialen Kontexte bezieht, in denen sich diese konstituieren. So wird der Frage nachgegangen, wie die Orientierungen durch die Erfahrungsräume (prä-)formiert werden, dabei werden die Ausführungen zur Typenbildung noch weiter ausdifferenziert. Nohl und Thomson geben danach noch einen Einblick in Forschungsprojekte, die mit der Dokumentarischen Methode durchgeführt wurden, und in die Praxis, indem sie die Anwendung der Verfahren der Dokumentarischen Methode in einer Studie exemplarisch vorstellen.

Abschließend – unter *Exkurs* geführt, weil nicht auf eine Interpretationsstrategie bezogen, sondern auf die Organisation und die Bedeutung des (kommunikativen) Austausches über Lesarten von biographischen Interviewdaten – skizziert Bettina Dausien in ihrem Beitrag die Ausgestaltung und Relevanz von Interpretations- und Forschungswerkstätten in der Biographieforschung. Der Artikel hat zum Ziel, Grundprinzipien und Varianten von Interpretationsgruppen vorzustellen, um als Biographieforscher*in eine passende Gruppe zu finden, und um Anleitung zu geben, was bei der eventuellen Selbst-Gründung einer solchen Gruppe beachtet werden sollte. Die Autorin erläutert dazu mehrere Grundprinzipien von Werkstattarbeit: Interpretation wird in Forschungswerkstätten als offener Prozess im Sinne des gemeinsamen Lernens und Forschens verstanden, unabhängig von der Ausrichtung einzelner Forschungsfragen oder der Anwendung bestimmter Forschungsmethoden. Dazu ist eine stabile Gruppe wichtig; die Autorin empfiehlt dennoch, offen zu bleiben und neue Personen dazuzunehmen, um für neuen Blickwinkel zu sorgen. Im Laufe des Artikels verweist Bettina Dausien auf eine Reihe von persönlichen Grundhaltungen, die das gemeinsame Interpretieren begünstigen. Insbesondere spricht sie die Haltung des „Sich-Wunderns“ an, die an einen Text bzw. an eine eingebrachte Frage in Forschungswerkstätten herangetragen werden soll. Eine wertschätzende Haltung untereinander rundet die Forschungspraxis der

Teilnehmer*innen ab. Kritisch reflektiert die Autorin in diesem Zusammenhang die Wirkmächtigkeit von Sprache und setzt dies auch in Relation zur idealtypischen Aufhebung von Hierarchie in Interpretationskontexten, die in der Praxis aufgrund von Betreuungstätigkeiten von älteren Wissenschaftler*innen bei Qualifizierungsarbeiten nicht so leicht zu erreichen sei. Abschließend ruft sie zu einer reflexiven Haltung in der Einrichtung und Durchführung von Forschungswerkstätten auf und ermutigt die Leser*innen, durch die Etablierung solcher Gruppen zur Weiterentwicklung des Diskurses und somit der Biographieforschung beizutragen.

Mit diesen kurzen Beschreibungen wird deutlich, dass es sich um einen ausdifferenzierten, aber methodologisch auf gemeinsamem Boden stehenden Forschungsbereich handelt, der mit seinen Ansprüchen und seiner Fundierung einen festen Platz im sozialwissenschaftlichen Diskurs einnimmt – was die Beiträge nun im Weiteren umfassend zeigen werden. In einer multiparadigmatisch ausgerichteten Soziologie sind diese „Spielarten“ der Biographieforschung nicht mehr wegzudenken. Die Beiträge sollen aufzeigen, wie einzelne Methoden aufgebaut sind und welche allgemeinen und spezifischen Auffassungen und Gegenstandsorientierungen sie fundieren. Gleichzeitig zeigen sie – anhand sehr konkreter Beispiele – auf, wie man auf Basis der beschriebenen Methoden forschen kann. Biographien werden sinnstrukturell über Erinnerungen, Bilder und Sprache kommunikativ und damit sozial hergestellt: In soziologischer Forschung findet folglich eine doppelte (Re-)Konstruktionsleistung statt, jene der Beforschten und jene des Forschers bzw. der Forscherin – Letztere soll mit den Beiträgen unterstützt werden.

Unser Dank richtet sich zuallererst an alle beteiligten Autor*innen – ohne ihre Bereitschaft, bei diesem Projekt mitzuwirken, gebe es das Buch nicht. Vielfach sind die Beiträge das Ergebnis von lebenszeitlichen Verschreibungen an diesen Forschungszweig oder aber die Weiterentwicklungen einer jüngeren, nachkommenden Generation, die bestehende Forschungsausrichtungen aufgenommen und in produktiver Weise genutzt hat. Als Herausgeber*innen hoffen wir, dass auch alle Autor*innen mit dem Produkt und dem Kontext, in dem ihr Beitrag erscheint, zufrieden sind, und bedanken uns explizit für das gewährte (Vorab-)Vertrauen, das das Erscheinen dieses Buches ermöglicht hat.

Bedanken möchten wir uns auch sehr herzlich beim Verlag Barbara Budrich – nicht nur für die Aufnahme in das Programm, sondern für das Interesse, die Freundlichkeit und stete Ansprechbarkeit für einzelne Details des Projekts, insbesondere bei Sumi Jessien. Auch ohne die Unterstützung eines Sekretariats kommt kein Buch zustande: danke im Besonderen an Kirsten Schmidt, die sich den Beiträgen in der ersten Phase der Textbearbeitung sehr kompetent und vorbildlich annahm. Ebenso möchten wir uns bei Ursula Nemeth für die tatkräftige Unterstützung bedanken sowie speziell in der letzten Phase bei Ulrike Weingärtner, die uns mit ihrer professionellen Lektoratstätigkeit sehr unterstützte. Wir freuen uns über das nunmehr erschienene Werk – und gerne auch über Rückmeldungen.

Wien, im März 2019

Gerhard Jost

Marita Haas

Grundlagen der Biographieforschung

Der „Gegenstand“ biographischer Fallrekonstruktionen: biographische Strukturen

Wolfram Fischer

Biographische Fallrekonstruktionen sind Praxen wissenschaftlich forschenden Handelns, die sich mit allerlei methodisch verfeinerten und abgestimmten Tätigkeiten (etwa *Kommunizieren, Beschreiben, Aufzeichnen, Lesen, Interpretieren, Suchen und Finden, Artikulieren, Rekonstruieren, Schreiben, Präsentieren, Diskutieren*) dem soziologischen Wissenserwerb und seiner Verbreitung verschrieben haben. In diesem allgemeinen sozialwissenschaftlichen Rahmen geht es mithin um das bessere Verstehen des genauen Zusammenspiels von Individuum und Gesellschaft mittels biographischer Fallrekonstruktionen. Möglicherweise geht es in der Tradition der Aufklärung auch ums „bessere Leben“, um Hilfe bei der Orientierung und sozialen Positionierung von Individuen. Doch *wovon* handelt dieses Wissen, *was ist mit Biographien gemeint? Welcher Art* ist es, wenn es sich *rekonstruktiv und fallbezogen* versteht? Und schließlich: Was kann man damit „machen“? Also, *welche Praxis* (außer der Forschungspraxis selbst) lässt sich darauf *für wen* gründen? Soll es nach der Strukturbeschreibung von lebensgeschichtlichen Orientierungen um Neuorientierung und Neustrukturierung gehen, die andere Handlungs- und Erlebensoptionen bereitstellen? Soll es nach dem Erkennen der Einordnungsprozesse von Individuen in soziale Hierarchien, die Realisierung von Differenzen (Klasse, Gender, Alter, Bildung, Gesundheit, Macht/Ohnmacht) oder nach dem Erkennen anderer lebenslanger oder phasenweiser Inklusions- und Exklusionsprozesse gesellschaftlicher Teilhabe auch um deren Problematisierung und Neuformierung nicht nur auf der Erfahrungsebene, sondern auch auf der Ebene jener dabei sichtbar gewordenen gesellschaftlichen Strukturen gehen?

Der vorliegende Beitrag geht einigen dieser Fragen nach und versucht dabei die Konzepte biographischer Forschung und – möglicherweise auch stillschweigend – die vorausgesetzten Sichtweisen auf den von ihr wahrgenommenen Ausschnitt sozialer Wirklichkeit zu erfassen. Bei dieser Suchbewegung läuft zugleich die selbstreflexive Frage mit, inwieweit diese Forschung durch ihre Beschreibungsverfahren ihren Gegenstand konstituiert und in welchem Maße diese Herstellung das, was sie rekonstruieren will, plausibel zu beschreiben vermag oder auch in wichtigen Aspekten verfehlt. Diese konstruktivistische Haltung (Jost 2005; Liebsch 2018) situiert biographische Forschung in einer bestimmten historischen Situation paradoxer gesellschaftlicher Selbstbeschreibung, die einerseits das Individuum auch über biographische Formate mit ständig gesteigerten Erwartungen und höchsten Verantwortungen belastet, es zugleich prekären und hochinstitutionalisierten gesellschaftlichen Vorgaben und Inklusionsprozessen unterwirft, die viele Optionen, aber kaum Wahlfreiheiten bieten. Selbstreflexion biographischer Forschung könnte vor allem in Handlungszusammenhängen

helfender Professionen ihren ungewollten (?) Beitrag zur Forcierung individueller Optimierungs-, Reflexions- und Disziplinierungstechniken erkennen (vgl. Dausien 2013: 174).

Der erste Abschnitt befasst sich mit der Frage: Was ist mit *Biographien* im Kontext eines sozialwissenschaftlichen Zugangs gemeint? Forschungslogisch schließt der zweite Abschnitt an mit einer Skizze und Kritik der methodologischen Vorannahmen und methodischen Operationen der Identifizierung und Gewinnung der material-textuellen Basis und dem Programm der *Fallrekonstruktion*. Im dritten Abschnitt werden mögliche Verwendungskontexte betrachtet. Abschließend wird noch einmal die konstitutionstheoretische Frage biographischer Formate durch das Forschungshandeln im Sinne kritischer Selbstreflexion aufgegriffen.

1. Biographien als zeitgenerierende Formate individueller Strukturierung und gesellschaftlicher Selbstbeschreibung

Lebensbeschreibungen sind scheinbar ein universales, alle Zeiten und Kulturen überspannendes anthropologisches Phänomen. Menschliches Leben ist ohne fortgesetzte Versuche, das Erlebte zu verstehen, sich immer wieder zu erinnern, einen Strom von Erwartungen zu hegen und dies alles in fortgesetzter Kommunikation zu tun, nicht vorstellbar. „Bios“ ist – so könnte man in Anlehnung an die altgriechische Unterscheidung von *bios* und *zoe* sagen – schon immer Leben im reflexiven Selbstverständnis und damit auf Sinnproduktion in passenden Beschreibungen angewiesen.

Auf der Ebene direkter Interaktion und kommunikativer Sinnsetzungen *im Gespräch* gehören situationsangemessene Lebensbeschreibungen *in partes et in toto*, also Narrationen von lebensgeschichtlichen Einzelerfahrungen (häufig auftretend; „small stories“ vgl. Bamberg 2007a; 2011) und auch totalisierende auf ein „ganzes“ Leben bezogene Narrative (alltags-interaktiv seltener auftretend: „big stories“), zur Alltagserfahrung. Sie dienen in jeder Kultur dem Selbst- und Fremdverstehen und leisten einen zentralen Beitrag zum sozialen Zusammenhalt. Die frühe Ontogenese eines Individuums ist auch gekennzeichnet durch die Entwicklung eines biographischen Gedächtnisses (Nelson 1993; 2006; Fivush 1994; 2004), in das vermittelt über sprachliche Interaktion mit den Bezugspersonen kulturspezifische Sichtweisen auf das Leben in der jeweiligen Gesellschaft eingehen (Nelson/Fivush 2000) und somit ein handlungs- und kommunikationsfähiges Selbst entsteht. In empirischer aktuallsprachlicher Narrationsforschung konnte mehr als ein halbes Jahrhundert nach George Herbert Meads epochemachendem philosophischen Identitätskonzept (Original 1925, dt. 1980) genauer geklärt werden, wie sich in fortlaufenden Interaktionen Selbst entwickeln (vgl. Bamberg 2008; Fischer 2006), die ihre Praxen selbstwirksam, situationsadäquat und anschlussfähig vollziehen und sich in ihrer Lebenswelt flexibel orientieren können.

Wie hier zunächst skizziert, ist diese sich auf der Ebene von Interaktion und Sprechen und leiblicher Erfahrung vollziehende Strukturbildung des Selbst in den ersten Jahren der Ontogenese – zumindest für die Sozialisanden – zunächst nicht oder nur wenig durch Schrift oder andere Medien vermittelt. Bereits auf diesem Anfangsniveau der Entwicklung entstehen für das Handeln und die Orientierung Kontingenzen, die sich zum einen entwicklungsbedingt den zunehmenden Möglichkeiten und somit auch Freiheitsgraden des Indivi-

duums (und seiner Interaktanten), zum anderen dem fortgesetzten gesellschaftlichen Wandel verdanken. Die herausfordernden Optionssteigerungen auf der sachlichen und sozialen Ebene sowie die Wahrnehmung, dass die individuelle Entwicklung und die gesellschaftliche Entwicklung verschiedenen Zeitlichkeiten unterliegen, erfordern fortgesetzte Lösungen, die lebbar sein müssen.

Für das *Individuum* heißt das, es braucht Instrumente, die ihm erlauben, jeweils gegenwärtig aus der Vielzahl von Optionen auszuwählen und die Vielfalt stattfindender Ereignisse in für es relevante und nachhaltige Erfahrungen zu verwandeln; es muss in der Lage sein, sich *jetzt* auf die sich verändernden gesellschaftlichen Bedingungen handelnd einzustellen und *künftig* möglichst dauerhaft anschlussfähig zu integrieren. Es muss weiterhin mit der Tatsache zurechtkommen, dass es ein zeitgebundenes Wesen ist, dessen Eigenzeit zwischen Geburt und Tod an leibliches Altern gebunden ist und nur in der Gegenwart Handlungen zulässt. Kurzum, Erinnerung und Erwartung müssen sich mit Veränderungen versöhnen, Handlungsfähigkeit angesichts neuer Situationen ist zu erhalten, ohne das eigene Selbst zu verlieren.

Für die *Gesellschaft* heißt das, sie braucht Instrumente, ihre Komplexität zu steigern, ohne ihre Strukturen zu zerstören, und Partizipation und das kreative Potenzial von Individuen zu ermöglichen. Global auftretende und alte kulturelle Einrichtungen wie Religionen, aber auch Sprachgemeinschaften, Nationen, Ethnien und andere Großgruppen, die sich bereits in vormodernen Zeiten entwickelten, haben je eigene symbolische Wissenssysteme, Narrative, Erinnerungspraktiken und symbolische Formen der individuellen Teilhabe entwickelt, die nicht nur Zugehörigkeiten (und damit auch Exklusionen) bestimmten, sondern auch Orientierung, sinnstiftende Rituale für die Grenzen und Stationen eines dadurch normal zu nennenden Lebens, kurzum Identitäten ermöglichen, bei denen kollektive und individuelle Anteile noch in eins fallen. Es ist fraglich, ob diese Möglichkeiten noch existieren in der gegenwärtig seit rund einem halben Jahrtausend anhaltenden Situation der Moderne, die sich durch größere Autonomie der Person, Legitimationsbedürftigkeit von Herrschaft und Autoritäten, insgesamt durch mehr Möglichkeiten, aber auch mehr Risiken auszeichnet. Die Selbstbeschreibung moderner Gesellschaften unterscheidet zwischen Individuum und Gesellschaft und bringt damit beiden Seiten mehr Optionen, verschärft aber auch die Frage, wie die Einheit dieser Unterscheidung aussieht. Diese Frage ist unverzichtbar, da die eine Seite nicht ohne die andere möglich ist. Das heißt, moderne Gesellschaft (im Singular) muss in der Situation der funktional differenzierten Moderne (vgl. Luhmann 1997) durch die sich entwickelnden Teilsysteme, Institutionen und Organisationen zugleich Verfahren der Reduktion von Komplexität erreichen, um Individuen einzubinden und neue Identitätsformen zu ermöglichen, denn ohne Handeln und ohne Akteure kann es keine Gesellschaft und keine gesellschaftliche Entwicklung geben. Diese Reduktion ist einerseits schon durch die Festlegung von spezifischen Funktionen (und Ausschluss anderer Kernaufgaben) möglich (z. B. können im Teilsystem Recht nur Rechtsfragen geklärt werden und keine Machtansprüche wie im politischen System erhoben werden; im ökonomischen System geht es um Ökonomie und nicht um Bildung, und umgekehrt kann im Bildungssystem primär nicht ökonomisch argumentiert werden) und wird durch systeminterne Kommunikationsformen und Medien gestützt. Dennoch stiften die Inklusionen der Individuen durch die vielfältigen funktionalen Leistungen (politische, rechtliche, wissenschaftliche, ökonomische, künstlerische, bildungs-

bezogene, medizinische etc.) kaum umfassende persönliche oder kollektive Identitäten. Auch die durch diese Differenzierung beförderten starken beruflichen Identitäten und damit verbundenen Ressourcen in den verschiedenen Teilsystemen bleiben partikular und können bei Krisen, die nicht in anderen gesellschaftlichen Funktionsbereichen aufgefangen werden, zu Desorientierung, Verlusten von Handlungsfähigkeit und sozialer Einbindung sowie körperlich-seelischen Beeinträchtigungen mit Krankheitswert führen.

Es wird hier nun die *These* stark gemacht, dass diese beiden großen Fragenkreise der gesellschaftlichen Gegenwartssituation, nämlich die Frage nach der Konstitution eines handlungsfähigen Selbst und die Frage nach der Inklusion von Individuen in die Gesellschaft, durch die Fortentwicklung und den vermehrten Einsatz bereits länger bestehender biographischer Kommunikationsformen, angegangen werden (vgl. Fischer-Rosenthal 1995a; 1995b; 1999a). Dies bedeutet a) eine Aufwertung und Verbreitung *individueller* biographischer Kommunikationsformen und Narrative, die als *selbst*-konstituierend verstanden werden. Es bedeutet b), dass in gesellschaftlichen Einrichtungen (nahezu in allen Teilsystemen, vor allem dem Rechtssystem, der Bildung und der Krankenbehandlung; in Berufen und in Organisationen) biographische und *lebenslaufbezogene Präskripte* entwickelt werden, die über Inklusion und Exklusion bestimmen. Es bedeutet schließlich c), dass sich in der *medialen Produktion gesellschaftlicher Semantiken* über Printmedien (Bücher, Zeitschriften), über Film und Video sowie über individuelle multimediale Produktionsmittel wie Smartphones und PCs und schließlich in einer Vielzahl elektronischer sozialer Netzwerke bekannte und neue Formen der biographischen Kommunikation und Automedialität (Dünne/Moser 2008) entwickeln, die bereits länger existierende Formen und Funktionen von „Biographiegeneratoren“ (z. B. öffentliche Lobrede, religiöse Bekehrung und Bekenntnis, Leichenrede am Grab, Nachruf, Beichte, Bewerbungsverfahren, Berufungen im Wissenschaftsbereich, Psychotherapie, medizinische Anamnese, autobiographische Berichte anlässlich kritischer Lebensereignisse wie Krieg, Katastrophen, terminaler Krankheit und Sterben) erweitern, modifizieren oder ablösen.

Die genannten Felder sind unterschiedlich stark wissenschaftlich untersucht worden. Die neuere soziologische Biographieforschung (vgl. Lutz/Schiebel/Tuider 2018) hat sich m. E. bislang vor allem auf den zuerst genannten Bereich a) der autobiographischen *narrativen* Selbstdarstellungen konzentriert (s.u. Abschnitt 2), dazu passende narrationsanalytische Verfahren genutzt und fallrekonstruktive Strategien entwickelt. Diese in sprachlichen Interaktionen sichtbaren autobiographischen Formate werden in den sozialwissenschaftlichen Forschungszugängen bevorzugt, weil die Erwartung besteht, dass nichtmediale Formen des Biographischen sozusagen „direkt“ Zugang zu sozialen Prozessen der Selbstkonstitution und dem Beitrag gesellschaftlicher Vorgaben ermöglichen. Auch im vorliegenden Beitrag und Sammelband liegt hier der Schwerpunkt.

Für den Bereich gesellschaftlicher Semantik, vor allem für die Buchproduktion liegt in den Literaturwissenschaften eine unübersehbar große Anzahl von Studien und jüngst auch gewichtigen Handbüchern (Klein 2009; Hemecker 2009; Fetz 2009a) vor. Es geht um alle möglichen Genres des „Life-Writing“ (Jolly 2001), (in der ersten oder dritten Person) ihre Methoden, Traditionen und Theorien, die in großer historischer Tiefenschärfe untersucht und jüngst auch in ihrer meist unilinearen diachronischen Form kritisiert werden (Fetz 2009b). Die Untersuchung von *Autobiographien* und verwandten Zeugnissen des *Selbst*-Ausdrucks

hatte zunächst noch im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts seit Diltheys Lebensphilosophie eine bevorzugte Position, wurde darauf doch mit den Konzepten „Erleben-Ausdruck-Verstehen“ Hermeneutik als Königsdisziplin der Geisteswissenschaften begründet (Dilthey 1981: 246–294). Dieser subjektzentrierten Intention und lebensphilosophischen Richtung verpflichtet ist auch Mischs monumentales Werk zur Geschichte der Autobiographie (Misch 1949–69), wobei der Teilband 4.2 mit seiner Analyse der Umbrüche und Individualisierung seit der Renaissance (Misch 1969; Neumann 2013) im skizzierten Kontext von besonderem Interesse ist. Dieser große literaturwissenschaftliche Forschungsbereich ist einmal für den soziologischen Diskurs relevant, weil hier wichtige Konzepte, Methoden und Kritiken geliefert werden, die auch im Bereich direkter Interaktion und im (auf Schriftlichkeit festgelegten) Forschungshandeln Bedeutung haben; zum anderen wirft sich die empirische Frage auf, inwiefern sich solche medialen Formen auf alltägliche und institutionelle biographische Formate auswirken.

Bevor ich mich im nächsten Abschnitt der Forschungsmethodik zuwende, ist die Frage anzugehen, aufgrund welcher Eigenschaften und Prozesse biographische Formen, vor allem der illokutionären Selbstbeschreibung, also aktualsprachlich produzierte autobiographische Formate, in der Lage sind, die postulierte Identitätsbildung und gesellschaftliche Inklusion von Individuen in der Situation gesellschaftlicher Moderne (vgl. Fischer 2018b) zu leisten. Dazu wird über den *Körper-Leib*, das *Gedächtnis*, die *Zeitlichkeit* und *Strukturbildung* zu reden sein, und in allen Fällen werden komplexe, prozesshafte, operative Konzeptionen vorgestellt, die übliche statische oder unilineare Vorstellungen ablösen oder modifizieren.

Körper-Leib

Jegliche menschliche Aktivität ist an die Präsenz des Körpers gebunden. Er gehört einerseits in den Bereich biologischer Ordnung und unterliegt Gegebenheiten, die nicht durch Sinnzuschreibungen oder Interpretationen verfügbar sind. Zugleich zeigt sich, wie die philosophische Anthropologie Helmuth Plessners (1970; 1981; 1982) am Anfang des 20. Jahrhunderts bleibend herausgearbeitet hat, eine dem Menschen eignende Dezentrierung (Plessner: „exzentrische Positionalität“), die darin besteht, dass sich der Mensch zu sich selbst ins Verhältnis setzen muss, um zu existieren. So wird aus dem schlicht gegenwärtigen Körper „*mein Leib*“, der mir verfügbar oder formbar ist, der eine Geschichte und eine zeitliche Ausdehnung hat, der spricht, soziale Ordnungen erzeugt und sich ihnen unterwirft. Durch den Leib bin ich in der Welt verankert. Diese zwischen Nähe und Ferne oszillierende Qualität der eigenen Leiblichkeit (vgl. Waldenfels 1992; 1999) umfasst mehr als nur den biologisch oder medizinisch beschreibbaren Körper, sie liefert mir über die Zeit veränderte Handlungsmöglichkeiten, Hoffnungen, Erfüllungen, Enttäuschungen, auch Krankheitserfahrungen und schließlich am Ende eines Lebens die Erfahrung des eigenen Sterbens (Paul/Heuer/Hanses 2012). Die eigene Lebensgeschichte ist immer auch die Geschichte meiner Leiblichkeit, wobei Kindheit und Jugend besonderen Entwicklungsanforderungen unterliegen und im hohen Alter mit Einschränkungen zu leben ist. Im Erwachsenenalter gehört es zu den Besonderheiten, dass der Leib als selbstverständliche Basis „normalerweise“ schweigt, er wird erst zum Thema, wenn er mir „dazwischenkommt“, durch Fehlleistungen, durch Krankheit, oder indem er mir unerwartet Hindernisse in den Weg stellt (Fischer 1986; 2003; 2013; Fischer-Rosenthal 1999b). Die Dimension der Leiblichkeit bildet also einen meist stillen Hintergrund der Bio-

graphie, manchmal kommt sie aufgrund einschneidender Erlebnisse oder Verluste auch in den Vordergrund und markiert biographische Phasen. Soweit sich biographische Forschung mit Krankheitsverläufen und therapeutischen Prozessen, mit Kindern, Jugendlichen, alten oder behinderten Menschen (z. B. in der Sozialen Arbeit) befasst, ist die Berücksichtigung der Leiblichkeit in ihrer Doppeldeutigkeit von Anwesenheit und Abwesenheit unbedingt geboten.

Gedächtnis

Ohne *Gedächtnis* gibt es keine Selbstverortung in der Welt und letztlich auch keine biographischen Kommunikationen, das scheint eine banale Feststellung zu sein. Im Alltagsverständnis fasst man Gedächtnis als eine Art Aufzeichnungsvorrichtung, die Ereignisse und Erlebnisse „abspeichert“, auf irgendeine Art und Weise intern „abbildet“, hirnpfysiologisch engrammiert. Das Erinnern wird dementsprechend als Zugriff auf dieses Reservoir vorgestellt; Vergessen wird dann als schlechte Aufzeichnung oder als nicht gelingender Zugriff verstanden. Dieses einfache Container- oder Archiv-Modell des Gedächtnisses hält genauerer Überprüfung nicht stand. In den Traditionen der Lebensphilosophie (Dilthey), des Pragmatismus (Peirce; James; Dewey) der Phänomenologie (Husserl) und der philosophischen Anthropologie (Plessner) ist schon lange die Vorstellung plausibilisiert worden, dass Wahrnehmung und erlebte Ereignisse durch aktive Leistungen und Gestaltungen des Subjekts zu Erfahrungen werden, die ihrerseits nachhaltig handlungs- und erlebnisrelevant werden. Der jüngere Konstruktivismus (z. B. von Foerster) hat diese Modellvorstellungen radikalisiert und mit neurologischen Belegen bestärkt. Aus der jüngeren neurophysiologischen und neuropsychologischen Forschung kommen vollends eine Fülle von empirischen Belegen, die im Gedächtnis eine selektive und vor allem emotional gesteuerte Konstruktionsmaschine erkennen, die Erlebnismaterial formt – d. h. auswählt, repliziert, re-konstruiert und dabei modifiziert, gar erfindet –, um aktuelle Handlungssituationen zu bestehen (vgl. etwa Markowitsch/Welzer 2005; Schacter 1996; Welzer 2011; Thompson et al. 1998). Emotionen und Gefühle, die auch einer kaum sprach- oder sinn gesteuerten eigenen leiblichen Systemik folgen, sind dabei von erheblicher Bedeutung (Damasio 1999; 2011) für die Situationsbewältigung und langfristig für die Ausbildung eines Selbst (Fischer/Goblirsch 2006), das kognitive Strukturen für die Handlungsaktivierung bereitstellt. Gedächtnis ist dabei auch als eine Dimension der individuellen Leiblichkeit zu verstehen; aufgrund der komplexen physiologisch-neuronalen Vorgänge bilden Gedächtnisleistungen eine physiologische wie symbolische Struktur des eigenen Leibes aus, die sich zwar der Selbstbeobachtung im Lebensprozess darbietet (Fischer 2003; 2013), jedoch kaum kognitiv-sprachlich zugänglich und steuerbar ist. Dies ist vor allem für Krankheits- und Gesundungsprozesse sowie Traumaerfahrungen von hoher Bedeutung und hat unmittelbare Auswirkungen auf professionelle biographische Arbeit in Therapien mit Patient*innen (s.u. Abschnitt 3).

Generell gewinnen daher situationistische Selbst- und Identitätskonzepte Priorität gegenüber scheinbar diachron erzeugten nachhaltigen und langfristigen Selbststrukturen. Jens Brockmeier (2015) hat jüngst in einer großen Studie die Konvergenzen der neueren Gedächtnisforschung und der Narrationsforschung für den autobiographischen Prozess präsentiert. Die Privilegierung der „kleinen“ Stories (Narrationen über Alltagsereignisse, die den Erzähler positionieren) gegenüber den „großen“ Stories (Stegreiferzählungen über die

gesamte Lebensspanne) aus *aktuell konstruierten* autobiographischen Inhalten und Formen wird zum neuen Maßstab der Legitimität und Authentizität biographischer Kommunikationen. Einfach unterstellte Linearität auf der thematischen und zeitlichen Ebene wird dekonstruiert, und multiperspektivische Selbstbilder erscheinen als ursprüngliche „Normalform“ des biographischen Prozesses, aus dem – bei Bedarf – auch unilineare, gar alternative Selbstbilder als Möglichkeit ausgewählt werden können.¹

Diese Erkenntnisse sind von erheblicher Bedeutung für die Forschungspraxis (s. u. Abschnitt 2), denn die Anerkennung des Situationsfaktors und des momentanen Gefühls für die Konstruktionsleistung biographischer Selbstdarstellungen ist nicht nur analytisch entsprechend zu berücksichtigen, sondern hat bereits Auswirkungen auf die zugelassenen Forschungsszenarien der Datensammlung, also auf die scheinbare Alternative von *natürlichen Gesprächs- und Interaktionssettings* versus *narrativ-biographischen Interviews*.

Zeit

Lebensabläufe vollziehen sich als *Prozesse in der Zeit*. Als Objekte der Wahrnehmung und der Selbst- wie Fremdbeschreibung in der Erinnerung, im Miteinander-Sprechen und schließlich in medialen Formen (Schrift, Film, digitale Medien) aufbewahrt, les- und sichtbar gemacht sind sie Zeitobjekte, die fixiert werden wollen oder sollen, ohne dass die *Zeitlichkeit* dabei getilgt wird. Mit anderen Worten, die jeweilige Form der Biographie muss die über das aktuelle und punktuelle Jetzt hinausgehenden Dimensionen, also die bereits abgelaufene und die noch ausstehende Zeit, miterfassen und so erst konstituieren. Nur so kommen auch vergangene Einflüsse, familialer oder gesellschaftlicher Art oder auch individuelle, familienzuspezifische oder gesamtgesellschaftliche das Handeln prägende Erwartungen zum Zuge. Die verschiedenen Realisierungsebenen des (auto-)biographischen Prozesses (Erinnerung, Gespräch, Verschriftlichung, Lesen, Folgehandlungen) unterliegen dabei selber den Bedingungen paradoxer Zeitlichkeit, die einerseits alles im Moment des Ereignisses oder der Handlung verschlingt, was vorher war oder nachher sein kann, *zugleich* aber auf das Vorher und Nachher nicht verzichten kann, weil es sächlich und zeitlich determiniert, „*what’s going on*“, und nur in diesem doppelten Zeithorizont von Vergangenheit und Zukunft überhaupt Sinn für die Akteure gewonnen wird. Nach einer nahezu zweieinhalb Jahrtausende langen philosophischen Diskussion um die Zeit ist es sicherlich Husserls Verdienst (Husserl 1966; 2001), die sinnstiftenden komplexen Prozesse der Zeitlichkeit formal aufgeschlüsselt zu haben. Es gelang ihm zu zeigen, wie sich in den „fortlaufenden“ Gegenwart die Inhalte angesichts der semifluiden Vergangenheit und einer kontingenten aber erwartbaren Zukunft verändern und sich so sinnhafte Strukturen ausbilden. In solchen temporalen Modalisierungsprozessen werden Vergangenheiten aktualisiert und Zukünfte verworfen und neu entworfen; so wird aktuelle Handlungs- und Reaktionsfähigkeit ermöglicht, und zugleich werden Identitäten erhalten und für die ausstehenden Handlungserfordernisse fortgeschrieben. Genau genommen entstehen im aktuellen Handeln und seinen Selbst- und Fremdzuschreibungen in solchen Prozessen temporaler Situierung („Jetzt“) und Orientierung (im Doppelhorizont von Vergangenheit und Zukunft) jene Zeitstrukturen, die biographische Formate ausmachen. Sie

1 Vgl. die beiden autobiographischen Varianten von Kurt Buchinger † <http://systemmagazin.com/10617-2/> [22.02.2019].

erlauben hohe Anschlussfähigkeit von Handlungen und Kommunikationen auch unter den Realitäten kontingenter, also nur teilweise oder gar nicht erwartbarer Situationen. Es ist diese Flexibilität auf der Sozial- und Sachebene, die die gesellschaftliche Situation der Moderne charakterisiert und fordert. Daher werden (auto-)biographische Formate verstärkt genutzt, eingeübt, gefordert und auch in pluralen Formen gesellschaftlich vorgegeben (vgl. Nassehi 1994; 2008; Fischer 2018a). Biographien sind somit fließende Strukturen, die selber lesbare Zeit erzeugen. Sie erlauben Stabilität im Wandel, aber auch neue Auslegungen und Umschreibungen, und sichern so das Selbst der Akteure im Wandel. Das gedächtnis- und erwartungsbasierte Selbst der Akteure realisiert eine zeitliche Struktur, die nicht nur im Laufe der Zeit (linear) verschiedene Inhalte aufnimmt oder abstößt, sondern auch je nach Gegenwart und situativen Erfordernissen und Entscheidungen alternative Vergangenheiten und Zukünfte (Modalisierung der Zeit: etwa die Unterscheidung von vergangener und gegenwärtiger Vergangenheit; von vergangener und gegenwärtiger Zukunft) möglich macht. Inwieweit in den Selbst- und Fremdbeschreibungen von Individuen *gleichzeitig* oder *sequenziell* alternative Lesarten der eigenen Lebensgeschichte genutzt und präsentiert werden können, oder ob doch unflexible Abhängigkeiten von früher erworbenen Schemata in actu vorkommen, ist letztlich eine empirische Frage. Die dabei erkennbaren Freiheitsgrade und Ressourcen sind von eminent praktischer Bedeutung für professionell Helfende, die ihren Adressat*innen neue Handlungsoptionen eröffnen wollen (s. u. Abschnitt 3).

Struktur

Es lässt sich nach dieser knappen Betrachtung biographisch erzeugter Zeitstrukturen die noch allgemeinere Frage stellen, welches *Strukturkonzept* mit diesen Beobachtungen vereinbar ist. Es muss so konzipiert sein, dass es zugleich Konsistenz und Kontingenz in einem Zug, also in einem einzigen Prozess vereinigen kann. Damit wird die substanzialistische Vorstellung der Unterscheidung von Struktur (als materialer Verbindung von Elementen) und Prozess (als Ereignis- oder Handlungsablauf) problematisiert. Die Philosophiegeschichte bietet von Heraklit über James, Peirce bis Whitehead metaphysische Ansätze, die das *Werden* (mit oder ohne Ziel) dem *Sein als Substanz* vorziehen. Allerdings wäre deren Brauchbarkeit für sozialwissenschaftliche Kontexte noch auszuloten, was wegen der ontologisch-metaphysischen Erblast dieser Zugänge wenig verlockend erscheint. Etwa zeitgleich haben anfangs der 1980er Jahre Anthony Giddens (zuerst 1984, dt. 1995) und Niklas Luhmann (1984: 377–487; 2017) verschiedene theoretische Entwürfe vorgelegt, die jedoch darin konvergieren, der Zeitlichkeit sozialer Prozesse einen zentralen Platz einzuräumen. Sie haben beide einen Strukturbegriff entwickelt, der sowohl den Prozess der Strukturierung wie auch dessen Ergebnis als Struktur („Dualität von Struktur“, Giddens 1995: 77ff.) *vereint*. Dem aktuellen Handeln (zu dem auch das Kommunizieren zählt) kommt dabei die Aufgabe zu, gesellschaftliche und personale Strukturen zu aktualisieren, d. h. zu reproduzieren oder zu verändern und damit die Strukturen in ihrer Ordnungs- und Selektionsfunktion zu erzeugen. Beide Ansätze – so verschieden sie sonst sein mögen – geben dem Strukturbegriff eine praxeologische und operative Mitte, das heißt, dass „Strukturen nur real sind, wenn sie benutzt werden“ (Luhmann 2017: 328), um den Fortbestand des Systems zu sichern. Luhmann versteht mithin die Realität sozialer autopoietischer Systeme in ihren Operationen, die Strukturen als festgelegte Einschränkung von möglichen Relationen im System nutzen und zugleich je ak-

tuell erzeugen. Damit ermöglichen sie die Fortdauer des Systems in der Zeit. Strukturvorgaben werden als Erwartungen genutzt, um aus möglichen Anschlüssen reale Anschlüsse (z. B. des Sprechens, des Handelns zwischen Personen und innerhalb von gesellschaftlichen Teilsystemen, der praktischen Entscheidungen) werden zu lassen, mit anderen Worten, *Strukturen* wirksam und sichtbar zu machen. Strukturvorgaben als Erwartungen schränken also einerseits die als sinnvoll zugelassenen Anschlüsse ein, zugleich ermöglichen sie dadurch in einer aktuell emergenten Situation überhaupt erst sinnvolle Handlungen (vgl. ebd.: 384f.). Zur Einheit von *Struktur* und operierender *Strukturierung* gehört die (Selbst-)Beobachtung auf Systemebene, sonst ist nicht zu entscheiden, was ein sinnvoller Anschluss ist und was nicht. Diese Voraussetzung gilt auch für systemexterne Beobachtungen, also z. B. für wissenschaftliche Beobachtungen, die mithin ebenso auf (empirisch überprüfbare) Strukturannahmen angewiesen sind. Die aufgefundenen Strukturen werden dabei der *Realität* selbst und nicht der Beobachtung zugeschrieben (vgl. Luhmann 2017: 380), gerade weil die in der Forschung gesetzten Strukturserwartungen systematisch in alternativen Lesarten und vielfältigen Hypothesen empirisch überprüft werden (dazu das genaue empirische Verfahren bei Oevermann 2002 und s. u. Abschnitt 2).

Strukturen sind also einerseits Vorgaben, die auf Wiederholbarkeit (Rekursivität) in neuen Situationen ausgerichtet sind; sie sind andererseits als operationale Strukturierungen in der Lage, auf Überraschungen so zu reagieren, dass Strukturbildung nicht nur als Affirmation, sondern auch als Transformation bestehender Strukturvorgaben erfolgen kann. Damit unterliegt der *Prozess der Strukturierung* den oben ausgeführten temporalen Situierungen: Im Doppelhorizont von Vergangenheit und Zukunft, von Gedächtnis und Erwartung werden im aktuellen „Jetzt“ des Ereignisses oder der gegenwärtigen Handlung temporale und inhaltliche Modalisierungen zur Systemsicherung vorgenommen.

Was bedeutet dies nun für Strukturen und Strukturierungen in der Verwendung von biographischen Formaten? Wo finden sich die Strukturvorgaben im biographischen Prozess, und wo sind ihre operativen Gegenwarten beobachtbar?

Entsprechend unseren bisherigen Ausführungen – und nun etwas stärker systemisch formuliert – lassen sich die Strukturvorgaben sowohl auf individueller wie auf teil- und gesamtgesellschaftlicher Ebene finden. Autobiographisches Bewusstsein bildet sich schon früh in der Ontogenese in Erlebnissen und sich aufbauenden Erinnerungs- und Erwartungsprozessen aus, die sich bis in die konstituierte Leiblichkeit zu einem Selbst verdichten, das rekursiven Charakter hat. Diese Strukturen haben sich weiter im Entwicklungsprozess in direkten Kommunikationen und Handlungen im sozialen Nahfeld und später unter Einfluss medialer biographischer Konzepte angesichts neuer Ereignisse im Handeln und in der Beobachtung von Handeln zu bewähren. Sie erzeugen und nutzen biographische Kommunikationen und Selbst-Aktualisierungen im sozialen Nahbereich und in allen Bereichen gesellschaftlicher Teilhabe. Sprachlichkeit, Medialität als Schrift- und Lesekommunikation und jüngst auch digitale videographische Mischformen der Erinnerungs- und Erwartungsbildung formen jeweils eigene limitierende und ermöglichende Strukturvorgaben aus, die die Prozesse der biographischen Kommunikation hervorbringen, unterschiedliche Freiheitsgrade der Benutzung bieten und als Strukturserwartung festlegen, was „im Leben“ künftig möglich und was eher unmöglich ist. Hierbei fließen über kulturspezifische Narrative und Diskurse Vorstellungen vom „richtigen“ und „wünschbaren“ Leben, vom Umgang mit Grenzerfahrungen wie

Geburt, Krankheit und Tod, sich im sozialen Wandel verändernde institutionelle Vorgaben von Normalbiographien und schließlich die kollektiv-diskursive Verarbeitung großer gesellschaftlicher Ereignisse (z. B. Migrationen, Staatsbildungen, Kriege) ein, die sich auf biographisch relevante Entscheidungen und somit mögliche Lebensabläufe auswirken. So entsteht in individueller Verarbeitung und gesellschaftlicher Strukturierung ein Netzwerk von möglichen biographischen Strukturen, das sich in konkreten Strukturierungen, also Kommunikationen und Folgehandlungen zu bewähren hat, fortschreibt und verändert. Strukturen sind als Wirkmechanismen niemals direkt sichtbar, sondern müssen aufgrund ihrer beobachtbaren Wirkungen erschlossen werden, mithin ist das Ziel der biographischen empirischen Forschung die Erschließung und Funktionsanalyse solcher biographischen Strukturen in ihrem aktuellen Auftreten und ihrer nachhaltigen Geltung.

2. Fallrekonstruktion: die Erfassung operativer biographischer Strukturen

Nach dem bislang ausgeführten Verständnis biographischer Kommunikationen sind es mithin die konkreten operativen Strukturen der individuellen und institutionellen Akteure, die das Selbst im Horizont von Erwartung und Erinnerung fortschreiben und die im Fokus biographischer Forschung stehen. Diese einfach erscheinende theoretische Annahme hat weitreichende Konsequenzen für die Auswahl von Forschungssettings, den Aufbau von einzelnen Forschungsmethoden und ihre methodologischen Fundierungen. Ebenso haben sich die Kritik und Selbstkritik der Verfahren im Sinne ihrer Qualitätssicherung an diesem Grundmodell auszurichten.

Allgemein geht es darum, zu klären, welche Art des wissenschaftlichen Wissens dem oben skizzierten biographischen Prozess in der gesellschaftlichen Realität gerecht zu werden vermag.

Die geforderten wissenschaftlichen Beschreibungsformen sollen in der Lage sein, biographische Strukturierungen als *aktuelle* Realisierung von individuellen und gesellschaftlichen Erwartungen und Erinnerungen zu erfassen. Sie sind daher prinzipiell *fallrekonstruktiv*, denn nur im *Modus des Falls* werden Strukturierungen wirklich und lassen sich als Strukturen beschreiben, die gültig in das Handeln eingehen und das konkrete Selbst von Akteuren bilden. Solche Rekonstruktionen machen Aussagen über biographische Strukturen und gehen über das explizite Wissen der Akteure hinaus, weil diese in ihrer Lebenspraxis zwar Strukturen folgen, sie aber nicht ohne Weiteres beschreiben und erkennen können bzw. den individuellen limitierenden Bedingungen ihrer Selbstbeschreibungen unterliegen. Ebenso wie im Miteinander-Sprechen die Grammatik der eigenen Sprache lebensweltlich verborgen bleibt, so sind die eigenen biographischen Strukturen im Handeln und in biographischen lebensweltlichen Praxen präsent, ohne im Vollzug als bestimmte Struktur erkannt werden zu müssen. Die wissenschaftliche Fremdbeschreibung beobachtet zwar diese Selbstbeschreibungen, setzt sie aber in einen eigenen diskursiven Rahmen, der weitere theoretische und empirische Perspektiven aufnimmt. Wissenschaftliche Fallrekonstruktionen brauchen die Selbstbeschreibungen der Akteure, haben ihnen und dem alltäglichen Wissen gegenüber aber einen Mehrwert, weil sie andere Strukturoptionen ausloten und diese somit auch als